

Journal für

# Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie

www.kup.at/  
JNeuroI NeurochirPsychiatr

Zeitschrift für Erkrankungen des Nervensystems

## Psychosoziale Determinanten männlicher Aggression und Gewalt

Möller-Leimkühler AM

*Journal für Neurologie*

*Neurochirurgie und Psychiatrie*

2010; 11 (2), 70-77

Homepage:

**www.kup.at/**

**JNeuroI NeurochirPsychiatr**

Online-Datenbank  
mit Autoren-  
und Stichwortsuche

Indexed in  
EMBASE/Excerpta Medica/BIOBASE/SCOPUS

Krause & Pachernegg GmbH • Verlag für Medizin und Wirtschaft • A-3003 Gablitz

P.b.b. 02Z031117M,

Verlagsort: 3003 Gablitz, Linzerstraße 177A/21

Preis: EUR 10,-

# 4. RARE AND COMPLEX EPILEPSY ACADEMY



**Epi**CARE



Verein zur Förderung  
medizinisch-wissenschaftlicher  
Forschung

**SAVE THE  
DATE**

**21. Oktober 2024**

Anmeldung unter:

<https://webcast.medwhizz.com/e/rcea-2024/signup/810>



# Psychosoziale Determinanten männlicher Aggression und Gewalt

A. M. Möller-Leimkühler

**Kurzfassung:** Männliche (physische) Aggression und Gewalt sind multikausale Phänomene, die nur interdisziplinär verstanden werden können. In diesem Beitrag werden wichtige Ergebnisse aus der Geschlechtsrollen-, Sozialisations- und Desintegrationsforschung dargestellt, die erklären, warum insbesondere junge Männer gewalttätig werden und sich gewaltaffinen Gruppen anschließen. Eine Kombination von Risikofaktoren wie Männlichkeitsideologien, Gewalterfahrungen in der Kindheit, Sozialisationsdefizite, Konsum von Mediengewalt und soziale Anerkennungsdefizite trägt zur Gewaltbereitschaft männlicher Jugendlicher bei. Funktionen von Gruppengewalt liegen sowohl in individuellem Macht-

und Statusgewinn bzw. der Kompensation bedrohter männlicher Identität als auch der Kompensation unerfüllter Bindungsbedürfnisse. Der Beitrag schließt mit einer vorläufigen Antwort auf die Frage, warum Männer gewalttätiger sind als Frauen.

**Abstract: Psychosocial Determinants of Male Aggression and Violence.** Male (physical) aggression and violence are multicausal phenomena which can only be understood by interdisciplinary approaches. In this article, relevant findings from research on gender roles,

socialization, and social disintegration are presented to explain why especially young men get violent and involve with delinquent peers. A combination of risk factors such as ideology of masculinity, experiences of violence in childhood, exposure to violent media, and deficits in socialization as well as social integration contribute to violence in male adolescents. Violence is mainly a means to gain more power and status as well as to compensate vulnerable masculinity and unmet needs of attachment. The article ends with a preliminary answer to the question of why men are more violent than women. **J Neurol Neurochir Psychiatr 2010; 11 (2): 70–7.**

## ■ Einleitung

Gewalt ist ein männliches Phänomen, zumindest gilt dies für den Fall körperlicher Aggression und Gewalt. Eine Fülle von Daten belegt, dass Männer gewalttätiger sind als Frauen, so sind z. B. im Strafvollzug 34× so viele Männer wie Frauen wegen Körperverletzung inhaftiert [1]. Auffällig ist weiterhin, dass junge Männer im Alter zwischen 14 und 25 Jahren überproportional in Gewaltstatistiken vertreten sind und dass Gewaltakzeptanz, autoritär-nationalisierende Orientierungen sowie die Akzeptanz gewaltbereiter Gruppen bei männlichen Jugendlichen sehr ausgeprägt sind [2]. Männer sind aber nicht nur überwiegend Täter, sondern überwiegend auch Opfer von Gewalt (mit Ausnahme der Sexualstraftaten): Laut polizeilichen Kriminalstatistiken sind 2/3 aller Gewaltopfer junge Männer; im Vergleich zu Frauen haben sie ein 3–4-fach höheres Risiko, Opfer einer Gewalttat zu werden [3]. Die Formen männlicher Gewalt sind vielfältig: Schlägereien in der Schule, Amokläufe, Hooligans, Straßengang, Mord, Raub, Bandenkriminalität, häusliche Gewalt gegen Frauen und Kinder, Rechtsextremismus, religiös-fundamentalistisch begründeter Terror und Krieg.

Männliche Gewalt ist ein multifaktorielles Phänomen, das nur interdisziplinär verstanden werden kann. Biologische Faktoren wie Veränderungen des präfrontalen Kortex, genetische Determinanten oder neurochemische Defizite erhöhen zwar das Risiko für gewalttätiges Verhalten bei Männern, führen aber nicht zwangsläufig zu Gewalttaten. Ähnliches gilt für sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze, die auf psychosoziale und sozialstrukturelle Bedingungen wie demographische, ökonomische, politische oder technologische Faktoren fokussieren, welche Aggression und Gewalt entweder be-

günstigen oder einschränken. Trotz der Vielfalt an Ansätzen kann aber auch hier kein exklusiver Erklärungsanspruch erhoben werden. So führt beispielsweise Armut an sich nicht zu Gewalt. Aggression und Gewalt lassen sich kaum auf eine einzige Ursache zurückführen, sondern nur auf eine Kombination von Risikofaktoren, die sich gegenseitig in ihrer Wirkung verstärken.

Abbildung 1 zeigt eine schematische Darstellung der soziologisch relevanten Bereiche und Risikofaktoren zur Erklärung männlicher Aggression und Gewalt von der individuellen bis zur gesellschaftlichen Ebene. Die Fülle der Einzelfaktoren bzw. der Überschuss der darauf basierenden Theorien kann kaum noch referiert werden. Die bekanntesten Ansätze sind mit folgenden Stichworten benannt [5]: „Autoritäre Persönlichkeit“ (Potenzial für antidemokratische Einstellungen durch Unterwerfung nach oben und Dominanz nach unten), „Attachment“ (Entwicklungstheorie der Eltern-Kind-Beziehung), „Deprivation“ (Entstehung abweichender Subkulturen aufgrund psychologischer und sozioökonomischer Mangelsituationen), „Frustrations-Aggressions-Theorie“ (Aggression als Folge von Frustration), „Anomie“ (Orientierungslosigkeit bzw. Dissoziation zwischen kulturellen Zielen und Möglichkeiten der Zielerreichung), „Konflikttheorie“ (Verteilungs-, Macht- und Anerkennungskonflikte zwischen gesellschaftlichen Gruppen), „Dominanzkultur“ (strukturelle Diskriminierung sozialer Gruppen, die von den dominanten gesellschaftlichen Normen abweichen), „soziale Kontrolle“ (Herstellung von Verhaltenskonformität) und „Modelllernen“ (Lernen durch Beobachtung). In diesem Beitrag sollen vor allem Geschlechtsrollen-, Sozialisations- und Desintegrationsansätze im Vordergrund stehen, die in gewisser Weise auch theorienübergreifende Bedeutung haben. Darüber hinaus beschränken sich die folgenden Ausführungen auf Aspekte kollektiver Gewalt von jungen Männern. Nicht berücksichtigt werden inhaftierte, chronisch kriminelle Gewalttäter, die eine Disposition für aggressiv-delinquentes Verhalten infolge einer Struktur- oder Funktionspathologie des Mandelkerns, des Hypothalamus, der paralimbischen kortikalen Areale so-

Aus der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Deutschland

**Korrespondenzadresse:** PD Dr. rer. soc. Anne Maria Möller-Leimkühler, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Ludwig-Maximilians-Universität München, D-80336 München, Nußbaumstraße 7; E-Mail: anne-maria.moeller-leimkuehler@med.uni-muenchen.de





wie einer Unterfunktion des serotonergen Systems aufweisen [6]. Die entscheidenden Fragen dieses Beitrags sind: Warum werden vor allem junge Männer gewalttätig und warum findet Gewalt vorwiegend in der Gruppe statt?

### ■ Gewalt und traditionelle Männlichkeit

In den Sozialwissenschaften wird Männlichkeit als historisch-gesellschaftliche Konstruktion definiert, die kulturell unterschiedlich sein kann, aber in den meisten Gesellschaften eine patriarchale (Geschlechter-) Ordnung begründet hat. Hegemoniale Männlichkeit [7] ist trotz des heutigen Geschlechtsrollenwandels immer noch das herrschende Männlichkeitsideal, sie fungiert als institutionalisierte handlungsgenerierende Norm, der Weiblichkeit und andere Formen von Männlichkeiten (z. B. homosexuelle) untergeordnet sind. Aggression und Gewalt gehören in diesem Männlichkeitssystem zum gesellschaftlich legitimierten Instrumentarium zur Ausübung von Kontrolle und Macht zwecks Herstellung oder Wiederherstellung einer sozialen Ordnung, sei es durch Individuen, Gruppen, Organisationen oder durch den Staat. „Gewalt ist eine Tätigkeit, mit der soziale Ordnung hergestellt wird“ [8]. Gerade unter den Bedingungen einer sich enttraditionalisierenden Geschlechterordnung und zunehmender Individualisierung, die den Geltungsanspruch hegemonialer Männlichkeit infrage stellen, scheinen Strategien zur Sicherung marginalisierter, und damit bedrohter, Männlichkeit be-

sonders wichtig [9]. Der „männliche Habitus“ [10] ist nicht ein für allemal fixiert, sondern muss kontinuierlich reproduziert werden durch die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ in von Männern dominierten Welten wie Politik, Wissenschaft, Ökonomie, Teilbereichen des Sports, Polizei und Militär. Zu den ausgewiesenen Männerwelten zählen auch Männergemeinschaften in Form von Clubs, Stammtischen, schlagenden Studentenverbindungen, Fußballmannschaften oder Hooligans. Unabhängig davon, dass diese Gruppen z. T. eine kompetitive und hierarchische Form aufweisen, vermitteln sie Solidarität und ermöglichen die Selbstvergewisserung der eigenen Männlichkeit sowie die Darstellung von Männlichkeit gegenüber anderen. Die Gruppe ist insbesondere für junge Männer das Medium der Selbsterfahrung. So ist es kaum verwunderlich, dass Gewalt von jungen Männern zu 90 % in Gruppen stattfindet [11], die sich durch einen normativen Männlichkeitskult („Machismo“, männliche Ehre) und eine entsprechende Gruppendynamik auszeichnen. Es kommt darauf an, „seinen Mann zu stehen“. Gewalt ist hier ein Mittel zur Herstellung und Demonstration von Männlichkeit, es dient der Statussicherung in der Gruppe, aber auch der Bewältigung von Statusabwertung durch „Machterfahrungen“. In bestimmten sozialen Situationen wird erwartet, gewaltsam zu agieren bzw. gewalttätiges Handeln wird durch Belohnungen normativ unterstützt, Gewaltlosigkeit negativ sanktioniert. Gewalt richtet sich meistens gegen Personen oder Gruppen, die als Schwächlinge und Außenseiter wahrgenommen wer-

den, wobei sich die Außenseiterdefinition häufig an ethnischen Merkmalen orientiert [12]. Wird eine andere Gruppe sozial entwertet, entsteht eine Legitimation für Gewalt und eine Steigerung des Selbstwertgefühls.

Die Funktionalität von Gewalt in der männlichen Gruppe und ihre Verstärkung durch die Gruppe bewirken, dass Gewalt als lustvoll, elementar und faszinierend erlebt wird. Dies beschreibt Bill Buford, der sich als Journalist unter eine Gruppe von Hooligans mischte, in seinem Erfahrungsbericht als „geil auf Gewalt“ [13], auf den „Adrenalinstoß“, der Hochgefühle vermittelt und die Affektkontrolle ausschaltet. Hooligans betonen ausdrücklich den rausch- und suchartigen Charakter der Kämpfe, das Hauptmotiv sei dabei das „Kickerlebnis“ [14].

Auffällig ist, dass insbesondere junge Männer in der Pubertät und Adoleszenz solchen Gruppen oder Gangs angehören. Diese Gruppenzugehörigkeit ist zeitlich meist durch den Beginn von Partnerschaft und Berufstätigkeit begrenzt, kann aber infolge der vorbestehenden Gewaltbereitschaft auf Partnerschaft und Familie übertragen werden. Die besonders hohe Gewaltaffinität junger Männer wird als Folge einer Frauenabwertung verstanden, welche wiederum ein strukturelles Merkmal männlicher Sozialisation ist [15]. Die Ausbildung einer männlichen Geschlechtsidentität erfordert die Ablösung und Abgrenzung von der Mutter, welche häufig auf alles Weibliche schlechthin übertragen wird und sich als Abwertung manifestiert. Bei jungen Männern mit geringem Selbstwertgefühl kann sich diese Abwertung als gewalttätiges Verhalten äußern, als eine (vermeintliche) Stärke demonstrierende Form des Angstmanagements. (Reziproke) physische Aggressionen gegen andere junge Männer haben eher einen kompetitiven wettbewerbsförmigen Charakter und dienen nicht nur der Festigung einer fragilen männlichen Identität, sondern auch der Anerkennung als Mann und der Regulierung der Beziehungen unter Männern [9].

Herausforderungen der Pubertät und Adoleszenz als extrem verunsichernde Lebensphase allein erklären allerdings nicht die besondere Gewaltaffinität junger Männer. Verschiedene Einflussfaktoren auf der individuellen sowie der mikro- und makrosozialen Ebene müssen kumulieren, z. B. Benachteiligungen etwa durch ethnische Segregation, Arbeitslosigkeit, ökonomische Deprivation, kulturelle Isolation oder gestörte Familienbeziehungen [16].

### ■ Gewalt und Sozialisationserfahrungen

In einer Längsschnittstudie zur Entwicklung frühkindlicher Aggression [17] konnte gezeigt werden, dass normale Jungen mit 2 Jahren ein Maximum physisch-aggressiven Verhaltens aufweisen, das bis zum 11. Lebensjahr allmählich zurückgeht, d. h. zunehmend gehemmt und durch alternative Verhaltensmuster ersetzt wird, wenn frühkindliche Eltern-Kind-Interaktionen nicht gestört werden. Treten Störungen auf, z. B. fehlende elterliche Aufmerksamkeit und Aufsicht, kann es zu einer Persistenz aggressiven Verhaltens kommen [18]. Individuelle Gewaltbereitschaft wird zweifelsohne durch Gewalterfahrungen und -lernen während der Sozialisation in Familie, Schule und Peer Groups vorgebahnt. Frühe Gewalterfahrungen in Kindheit und Jugend gelten als Hauptrisikofaktoren für

die Entstehung von Gewalt und stärkere Gewaltbetroffenheit [19]. Gewalt gegen Kinder findet überwiegend in der Familie statt. In bundesdeutschen Dunkelfeldstudien aus den 1990er-Jahren [20] wurde das Ausmaß körperlicher Gewalthandlungen an Kindern und Jugendlichen durch Eltern mit 70–80 % angegeben. Schwerere Formen der Kindesmisshandlung berichteten 10–15 % der Befragten. Zwar ist inzwischen ein Rückgang elterlicher körperlicher Gewalt als Erziehungsmittel zu verzeichnen, nicht aber ein Rückgang der Kindesmisshandlung [21]. Kinder werden nicht nur durch direkte Gewalt, sondern auch als Zeugen und Mitbetroffene von Gewalt zwischen den Eltern geschädigt. Die wenigen Untersuchungen zu diesem Aspekt von Gewalt verweisen auf geschlechtsspezifische Auswirkungen: Bei Mädchen, die über lange Zeit väterliche Gewalt gegenüber der Mutter miterleben mussten, erhöht sich das Risiko, im Erwachsenenalter selbst Opfer von Partnergewalt zu werden [19], bei Jungen erhöht sich das Risiko, die erfahrene Gewalt später als Täter in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen weiterzugeben [22].

Verschiedene Aspekte des Familienumfelds sind als bedeutsam für die Aggressionsentwicklung bei Kindern identifiziert worden [23]:

- Ein permissiver Erziehungsstil mit inkonsequentem Verhalten und mangelnder Beaufsichtigung, der dem kindlichen Verhalten wenig Grenzen setzt und wenig prosoziale Konfliktlösungsstrategien vermittelt.
- Ein autoritärer Erziehungsstil ohne elterliche Wärme und kontinuierliche Kommunikation, der das Erlernen erwünschten sozialen Verhaltens erschwert.
- Ein gleichgültiger Erziehungsstil, dessen Kennzeichen Ablehnung und Permissivität sind und der beim Kind zu einer generalisierten Zuschreibung von Feindseligkeit führen kann.
- Ein desorganisiert/desorientierter Bindungsstil insbesondere der Mutter-Kind-Beziehung, in der durch mangelnde Responsivität der Mutter die kindlichen Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit nicht befriedigt werden, sodass das Kind bereits geringe Frustrationen als bedrohlich erlebt.
- Aggressivität bei mindestens einem Elternteil und Körperstrafen.
- Eheliche Konflikte der Eltern mit häufigen und massiven Streitigkeiten, wodurch dem Kind kein geeignetes Modell der Konfliktlösung vermittelt wird.

Die Theorie des Modelllernens [24] geht davon aus, dass Kinder Aggression durch die Beobachtung und Imitation aggressiver Modelle lernen und durch die Erfahrung, dass ihr eigenes aggressives Verhalten bestärkt wird. Bestärkt wird es nicht nur durch habituell aggressives Verhalten der Eltern, sondern auch durch inkonsequentes Belohnungs- und Bestrafungsverhalten, Ablehnung, fehlende Beaufsichtigung und mangelnde Wärme. Durch die subjektive Funktionalität von Aggression hinsichtlich Selbstwirksamkeit, positiver Ergebniserwartung und -bewertung kann Aggression schließlich als generalisierte Konfliktlösungsstrategie eingesetzt werden.

Frühe innerfamiliäre Gewalterfahrungen gelten zwar als ein Hauptrisikofaktor für eine eigene spätere Gewalttätigkeit, schlagen aber nicht zwangsläufig in Gewalttätigkeit um.

Entsprechende Studien kommen zu dem Ergebnis, dass etwa 30 % der kindlichen Opfer von Misshandlung, Missbrauch und Vernachlässigung in der Adoleszenz zu kriminellen Tätern werden [25] und ein ähnlich hoher Prozentsatz ehemals misshandelter Eltern gegenüber den eigenen Kindern Gewalt ausübt [26]. Dies bedeutet jedoch auch, dass 2/3 der Opfer familiärer Gewalt nicht zum Täter werden.

Hinsichtlich des Erlernens von Aggression und Gewalt spielt neben der Familie die Peer Group eine wichtige Rolle, wobei sich relevante Zusammenhänge zwischen Aggression und Ablehnung sowie Viktimisierung durch die Peers finden (vgl. als Übersicht [23]). Ablehnung durch die Peers kann einerseits eine Reaktion auf bereits aggressives Verhalten sein, andererseits kann diese Ablehnung späteres aggressives und antisoziales Verhalten hervorrufen. Die Viktimisierung durch Gleichaltrige (z. B. das verbreitete „Bullying“ in der Schule [27]) ist komplex und hat als Forschungsgegenstand bisher zu keinen konsistenten Ergebnissen geführt. Die Effekte von Viktimisierung können tatsächlich zu einem Abbau der Aggressivität von Kindern führen, wenn diese lernen, dass sie mit ihrem bisherigen aggressiven Verhalten keinen Erfolg mehr haben. Die Opfer allerdings, die trotz Viktimisierung weiterhin an ihren Aggressionen festhalten, auch wenn sie nicht den erwünschten Erfolg zeigen („ineffektive Aggressoren“), können sich auf drastischere Formen der Aggression verlegen, z. B. auf den Besitz von Schusswaffen, wie dies für die USA beschrieben wurde. Jenseits individueller Aggressionslevels bestimmen die jeweiligen Normen der Peer Group die maßgebliche Einstellung zur Aggression. So identifizieren sich etwa Mitschüler aufgrund des Gruppenzwangs eher mit den „Bullies“, den Tyrannisierern und Schikanierern, als dass sie sich mit den Opfern solidarisieren.

## ■ Gewalt und die Rolle der Medien

Gewalt hat die Menschen seit jeher fasziniert. Neu ist deshalb nicht das Faszinosum von Gewaltdarstellungen, sondern ihre beliebige Verfügbarkeit in den Medien. Medialer Gewaltkonsum gehört vor allem bei männlichen Jugendlichen zum alltäglichen Freizeitrepertoire. Ob ein gehäufter Konsum von Mediengewalt zu gewalttätigem Verhalten führt oder nicht, ist eine Frage, die gegenwärtig und als Reaktion auf Amokläufe in Schulen in der Öffentlichkeit immer wieder diskutiert wird. Während die öffentliche Meinung dazu tendiert, Mediengewalt, insbesondere gewalthaltige Computerspiele, als ursächlich für zunehmende Gewaltbereitschaft unter männlichen Jugendlichen anzusehen, kommt die Medienwirkungsforschung zu einem differenzierteren Bild. Konsens besteht darin, dass Mediengewalt zwar einen Beitrag zu realem Gewaltverhalten leisten kann, dass sie allerdings nur einen Faktor in einem vielfältigen Ursachenbündel darstellt (das Merkmale des Medieninhalts, des Rezipienten sowie dessen sozialen Umfelds umfasst) und ihr Erklärungsbeitrag meist eher moderat ist. In Metaanalysen für Fernseh-, Video- und Computergewalt zeigten sich z. B. mittlere Zusammenhänge zwischen Mediengewalt und Aggressivität [28–30]. Zwischenzeitlich liegen auch Langzeitstudien vor, die diese Befunde bestätigen. So zeigte sich in einer 17-Jahres-Untersuchung, dass exzessiver Fernsehkonsum vor allem bei Jungen aggressives und antisoziales Verhalten in der Jugend und im Er-

wachsenalter fördert [31]. In einer Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse zur Wirkung von Fernsehgewalt charakterisieren Kunczik und Zipfel [32] die Bedingungen für eine aggressionssteigernde Wirkung von Fernsehgewalt: jüngerer Alter, männlich, sozial benachteiligt, violente Familie mit hohem Fernseh- (-gewalt-) Konsum, aggressive Persönlichkeitsstruktur, Erfahrung von Gewalt in Schule und Peer Group, Präsentation und Rechtfertigung von Gewalt in einem realistischen Kontext durch einen attraktiven erfolgreichen Protagonisten, der nicht bestraft wird und dem Opfer keinen sichtbaren Schaden zufügt. Nach Einschätzung von Kriminologen stellen etwa 5–10 % der männlichen Jugendlichen eine spezifische Risikogruppe dar, die als besonders gefährdet eingestuft werden muss, da hier Gewaltdarstellungen unmittelbar als Identifikations- und Handlungsmuster fungieren [33].

Im Vergleich zur Fernsehgewalt wird Computergewaltspielen aufgrund ihrer interaktiven Struktur, ihrer hohen Erlebnisintensität und der Belohnung gewalttätiger Handlungen im Spiel eine noch stärker aggressionsfördernde Wirkung zugeschrieben als dem passiven Konsum von Fernsehgewalt. Diese Vermutung ist zwar plausibel, lässt sich beim gegenwärtigen Forschungsstand (wenig vergleichende Untersuchungen) jedoch noch nicht empirisch belegen. Die aktuelle Medienwirkungsforschung basiert auf dem „General Aggression Model“ (GAM) [29], das verschiedene Erklärungsansätze zur Aggression integriert und kurz- und langfristige Wirkungen der Nutzung gewalthaltiger Computerspiele unterscheidet. Eine Vielzahl von Studien zum GAM, sowohl Labor- als auch Feldstudien, konnten kurzfristige Effekte nachweisen: Die Erhöhung der Abrufbarkeit aggressiver Gedanken und Überzeugungen, die Verstärkung aggressiver Emotionen wie Wut und Ärger und die Erhöhung der physiologischen Erregung, die für impulsive Gewalt prädisponieren können. Verstärkt werden darüber hinaus ein feindseliger Attributionsstil und feindselige Erwartungen, während Empathie und Hilfsbereitschaft kurzfristig abnehmen [34] (Abb. 2).

Die wenigen bisher durchgeführten Langzeitstudien zur Nutzung gewalthaltiger Computerspiele belegen ebenfalls langfristige Effekte: das Lernen aggressiver Überzeugungen und Gewaltscripts, die Einschätzung von Gewalt als legitime und effektive Problemlösung sowie eine emotionale Desensibilisierung und einen Verlust von Empathie [35–37]. Angaben zum durchschnittlichen Konsum von Computergewaltspielen belaufen sich für 14–16-Jährige auf 1,5 Stunden täglich, wobei dieser bei 11 % der Jugendlichen sogar 5 Stunden pro Tag betragen kann [38]. Hopf et al. [36] kommen in ihrer Studie an > 1000 Hauptschülern, deren Spielverhalten sie über 2 Jahre untersuchten, zu dem Ergebnis, dass, je häufiger in der Kindheit Horror- und Gewaltfilme konsumiert und je häufiger Gewaltspiele zu Beginn des Jugendalters gespielt werden, umso größer die Schülergewalt und Delinquenz mit 14 Jahren (Straftaten, Automatenaufrüche, Diebstähle, Schlägereien) ist. Unter Berücksichtigung anderer Risikofaktoren findet sich relativ übereinstimmend eine schwache bis moderate Effektstärke für die Wirkung gewalthaltiger Computerspiele.

Hinsichtlich der Frage nach der Kausalität liegen nicht nur eindeutige Belege für die „Wirkungshypothese“ vor, sondern auch Belege für die „Selektionshypothese“: Danach weisen

**Abbildung 2:** Siehe Printversion

ohnehin aggressivere Personen eine höhere Affinität für gewalthaltige Medienangebote auf, deren Aggressionspotenzial sich durch deren Nutzung weiter erhöht. Nicht bestätigt werden konnte dagegen die „Katharsis-Hypothese“, nach der vorgängig bestehende Aggression durch das virtuelle Ausagieren aufgelöst wird, und die Hypothese der nicht vorhandenen Wirkung. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Wirkung von Mediengewalt ein relevanter und eigenständiger Faktor im Rahmen der Erklärung von Aggression und Gewalt ist, der differenzielle Persönlichkeitsmerkmale und/oder Bedingungen der Lebenswelt ergänzt.

■ **Gewalt und soziale Desintegration**

Gewaltbereitschaft bei Männern erklärt sich soziologisch nicht nur aus bedrohter Männlichkeit, Gewalterfahrungen in der Kindheit und sozialisatorisch bedingten Entwicklungsdefiziten, sondern muss auch im Zusammenhang mit sozialstrukturellen Rahmenbedingungen gesehen werden. Auch zu diesem Aspekt liegt eine Fülle sich ergänzender und konkurrierender soziologischer Erklärungsansätze vor, von denen die soziale Desintegrationstheorie [39] die meiste Beachtung gefunden hat, wenn sie auch nicht ohne Kritik geblieben ist. Sie basiert im Wesentlichen auf der klassischen Anomie-theorie von Durkheim (Rückgang verbindlicher Normen und Werte begünstigt abweichendes Verhalten [40]) und auf der Individualisierungstheorie von Beck (Herauslösung des Individuums aus traditionellen sozialen Einbindungen in Familie, Klasse, Religion etc. mit scheinbar grenzenlosen Wahlmöglichkeiten [41]). Grundsätzlich ist kritisch anzumerken, dass soziologische Theorien zur Gewalt keine systematische Geschlechterperspektive aufweisen, und dass sie aufgrund ihrer makrosozialen Ausrichtung individuelles Gewalthandeln

nicht erklären können, ohne einen Automatismus zwischen Desintegrationserscheinungen und Gewalt zu unterstellen. Tatsächlich werden defizitäre soziale Lebenslagen und Gewalthandeln durch eine Reihe komplexer Faktoren vermittelt: durch Sozialisationserfahrungen, aktuelles soziales Klima, Persönlichkeitsmerkmale, politische Ideologien und Gelegenheitsstrukturen wie Bezugsgruppenorientierung oder Einbindung in soziale Milieus [42]. Trotz der Vernachlässigung solcher Vermittlungsprozesse liefert der Desintegrationsansatz jedoch wichtige Informationen über gesellschaftliche Einflussfaktoren von (männlicher) Gewalt.

Die Grundannahme ist, dass Gewalt, Gewaltkriminalität, Rechtsextremismus und ethnisch-kulturell motivierte Gewalt auf mangelnde Integrationsleistungen moderner Gesellschaften zurückzuführen sind. Damit erscheint Gewalt als eine „Schattenseite“ gesellschaftlicher Individualisierung, die im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung schubweise zugenommen hat. Gesellschaftliche Strukturierung erfolgt „jenseits von Stand und Klasse“ [41] und geht mit dem Verlust kollektiver Gefühle und Deutungsmuster, mit der Auflösung traditioneller Bindungen und Versorgungssysteme, vorstrukturierter Lebensverläufe und Erwerbsbiographien sowie der Pluralisierung von Lebensformen, sozialen Milieus und Wertvorstellungen einher. Individualisierung bedeutet nicht nur Freiheit, sondern auch Zwang zu Selbstbestimmung und -management. Aufgrund ihrer Ambivalenz impliziert sie die Gefahr sozialer Desintegration, die sich sowohl in struktureller Desorganisation (isolierte und anonymisierte Lebensformen ohne Teilhabe an gesellschaftlichen Institutionen) als auch in individueller Desorientierung (Irritationen über geltende Werte und Normen und mangelnde Einschätzung von Normverstößen) äußern kann.



Gesellschaftliche Integrationsleistungen müssen nach Heitmeyer auf 3 Ebenen erfolgen:

- Auf der sozialstrukturellen Ebene durch den Zugang zum Arbeits-, Wohnungs- und Konsummarkt (gesellschaftliche Teilhabe durch Statuserwerb).
- Auf der institutionell-normativen Ebene durch den rechtlichen Ausgleich konfligierender Interessen (gesellschaftliche Teilhabe durch institutionelle Einbindung).
- Auf der sozioemotionalen Ebene durch die Einbindung in gemeinschaftliche Gruppen wie Familie oder Freundeskreis.

Gelingen diese Integrationsaufgaben, ist eine freiwillige Akzeptanz gesellschaftlicher Normen zu erwarten, weil Bedürfnisse nach intersubjektiver Anerkennung erfüllt werden: positionale, moralische und emotionale Anerkennung. Gewalt ist aus der Perspektive der Theorie der sozialen Desintegration eine Folge (d. h. abweichende Verarbeitung) von individuellen Anerkennungsdefiziten in den oben genannten 3 Integrationsdimensionen. Anerkennungsdefizite konnten bei einer Befragung von > 4000 männlichen Jugendlichen auf der institutionellen und sozial-strukturellen Ebene als gewaltfördernd bestätigt werden [43]. Gewaltfördernde Faktoren entstehen insbesondere durch das Zusammenwirken von Desintegrationsproblemen wie Arbeitslosigkeit, Segregation, also die sozialräumliche Verdichtung von Personen mit Integrationsproblemen in bestimmten Stadtteilen und die demographische Verschiebung von Mehr- und Minderheiten. Dies zeigt sich beispielsweise an der regionalen Verteilung gewalttätiger Gruppen in sozialen Problemgebieten der großen Städte [44].

Aufgrund des wirtschaftlichen und demographischen Strukturwandels in Deutschland, der vor allem in den neuen Bundesländern zu massenhafter Arbeitslosigkeit und Abwanderung junger qualifizierter Frauen geführt hat, ist in den strukturschwachen Regionen eine neue, von zurückbleibenden jungen Männern dominierte Unterschicht entstanden [45]. Diese jungen Männer sind in mehrfacher Weise von sozialer Desintegration betroffen: Sie haben ein wesentlich geringeres Bildungsniveau als die abwandernden jungen Frauen, sie sind überwiegend arbeitslos, ohne Zukunftsperspektive und ohne Partnerschaft. Bei der multivariaten Analyse des Zusammenhangs verschiedener sozioökonomischer und demographischer Indikatoren mit der Kriminalitätsbelastungsziffer konnten als wichtigste Prädiktoren identifiziert werden: Die Erwerbstätigkeitsquote der jungen Männer, gefolgt von der Einwohnerdichte, dem Anteil an Singlehaushalten und der Jugendarbeitslosenquote der Männer. Während der Männerüberschuss keinen Einfluss auf die Gewalttätigkeit hatte, resultierte ein besonders deutlicher Einfluss des geringen Bildungsniveaus der jungen Männer (ohne Hauptschulabschluss). Diese Ergebnisse bestätigen frühere Befunde zur Entwicklung von Jugendgewalt [46], wonach vor allem junge Männer mit niedriger Schulbildung Gewalttaten ausüben.

### ■ Beispiel Rechtsextremismus: Assoziation von Gewaltlernen, Männlichkeitskult und sozialer Desintegration

„Unter Rechtsextremismus wird eine gewaltverherrlichende, männlichkeitsdominierte, autoritär-demokratiefeindliche Ideologie sozialer Ungleichheit/Ungleichwertigkeit verstanden,

die rassistische und antisemitische Einstellungen sowie einen übersteigerten Nationalismus impliziert“ [47]. Rechtsextreme Gewalt ist meist kollektive Gewalt junger Männer, die sich aus einem diffusen Hass auf „Andersartige“ speist. Die Taten geschehen häufig ungeplant, in Form affektiver, eruptiver direkt-physischer Gewalt, unter Alkoholeinfluss und im Kontext einer Gruppenaktion gegen einzelne Opfer.

Jenseits der Ungleichwertigkeitsideologien wird die Gewaltmotivation beeinflusst von der Schichtzugehörigkeit der Täter, die nicht nur sozialen Randgruppen entstammen. Während es für Tätergruppen mit hohem Bildungsgrad (Modernisierungsgewinner) um Machterhalt, Machtzuwachs, Aufstieg und Selbstdurchsetzung geht, sind Tätergruppen mit geringer Bildung (Modernisierungsverlierer) daran interessiert, mittels Gewalt Anschluss an die Konsumwelt und attraktive Statuspositionen zu erreichen. Für letztere Gruppen besteht nach Heitmeyer [2] die Faszination Gewalt darin,

- dass sie Eindeutigkeit schafft in unklaren schwierigen Situationen,
- dass sie zumindest situativ hilft, Ohnmachtsgefühle zu überwinden,
- dass sie Fremdwahrnehmung und Aufmerksamkeit provoziert,
- dass sie partielle Solidaritäten innerhalb der Tätergruppe schafft und
- dass sie körperliche Überlegenheit bietet im Kontrast zu rationaler und sprachlich vermittelter Argumentation, die als unmännlich gilt.

Ist der Rechtsextremismus eine nachträgliche, eher beliebige Legitimation für jugendliche Gewalt oder wird er als politische Bezugsgruppe von jungen Männern bewusst gewählt?

Offensichtlich sind beide Motivlagen gegeben. Nach Ergebnissen von Wippermann et al. [48], Wahl [49] und Rommelspacher [50] zeigt sich, dass die Hinwendung zum Rechtsextremismus von Bedürfnissen nach Zugehörigkeit, Selbstversicherung und Anerkennung getragen ist, aber auch von der Rechtfertigung von Gewalt und Protest auf der Suche nach politischer Orientierung (z. B. kämpfen wollen für Gerechtigkeit), die von rechtsradikalen Organisationen radikalisiert und in ausländerfeindliche und antisemitische Bahnen gelenkt wird. Wesentlich ist bei allen das Machtmotiv [50]. Der Rechtsextremismus ist nicht zuletzt deshalb verführerisch, weil er einfache Orientierungsmuster bietet und gleichzeitig Dominanzansprüche auf der psychologischen und gesellschaftlichen Ebene legitimiert.

Wird der Ansatz der sozialen Desintegration zur Erklärung rechtsradikaler Gewalt herangezogen, so lassen sich erhebliche Anerkennungsdefizite bei den Tätern erkennen [51]: Sie weisen überdurchschnittlich häufig Anerkennungsdefizite hinsichtlich der beruflichen und sozialen Position auf, etwa aufgrund schulischer oder beruflicher Misserfolge, geringer Aufstiegschancen oder drohenden sozialen Abstiegs. Rechtsradikale Ideologien der Ungleichwertigkeit kompensieren dieses Anerkennungsdefizit durch Abwertung anderer Personen und Gruppen und komplementärer Erhöhung des eigenen Selbstwertgefühls, durch die Legitimierung von Gewalt und die Möglichkeit, sich dadurch sozialen Status zu erkämpfen.



Hinsichtlich der moralischen Anerkennung bieten rechtsradikale Gruppen vor dem Hintergrund rassistischer, antisemitischer, fremdenfeindlicher oder sexistischer Überzeugungen den Kampf für „soziale Gerechtigkeit“ (Höherangigkeit der „weißen Rasse“, männliche Vorherrschaft). Anerkennungsdefizite auf der sozioemotionalen Ebene sind ebenfalls häufig bei rechtsextremistischen Gewalttätern zu finden, und zwar als Folge von Gewalterfahrungen in der Familie (Lernen von Gewalt) oder als Folge von Entwicklungsdefiziten wie geringe Fähigkeiten zu Empathie, Kooperation und prosozialen Konfliktlösestrategien. Anfällig sind insbesondere junge Männer, die infolgedessen autoritäre und menschenfeindliche Einstellungen entwickelt haben. Ob sich junge Männer mit den oben beschriebenen Anerkennungsdefiziten zu rechts-extremen Gewalttätern entwickeln, ist abhängig von weiteren Handlungsbedingungen, Gelegenheitsstrukturen und Eskalationsfaktoren.

### ■ Warum sind Männer (physisch) aggressiver und gewalttätiger als Frauen?

Gewalt ist ein multifaktoriell bedingtes Phänomen. Ein adäquates Verständnis jenseits einer Mythologisierung des Bösen oder einer allgemeinen Pathologisierung von Gewalttätern erfordert Mehrebenenzugänge bzw. biopsychosoziale Modelle. Beispielhaft und fragmentarisch sei dies abschließend an der Frage demonstriert, warum Männer (physisch) aggressiver und gewalttätiger sind als Frauen.

- Die im Vergleich zu Frauen höhere Aktivität aggressionsgenerierender Hirnzentren und niedrigere kortikale Impulskontrolle führen potenziell zu einer höheren Gewaltbereitschaft bei Männern.
- Männer sind aufgrund ihrer genetischen Ausstattung das biologisch vulnerablere Geschlecht (z. B. bereits vorgeburtlich höhere Mortalitätsrate, größere psychische und körperliche Empfindlichkeit bei neugeborenen Jungen, Entwicklungs- und Verhaltensstörungen bei Jungen mindestens doppelt so häufig).
- Jungen sind aufgrund ihrer konstitutionellen Vulnerabilität stärker als Mädchen von dauerhaften Bindungserfahrungen in der Familie abhängig.
- Die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität verläuft aufgrund der Ablösung von der Mutter problematischer als die der weiblichen, insbesondere dann, wenn der Vater bzw. eine positive Beziehung zu einer männlichen Bezugsperson fehlt.
- Rigide Männlichkeitsnormen (immer stark sein, keine Hilfe suchen) erhöhen zusätzlich die Vulnerabilität von Jungen und Männern.
- Jungen mit Gewalterfahrungen in der Kindheit reagieren stärker mit eigener Aggression und späterer Gewalttätigkeit, wohingegen Mädchen später eher Opfer männlicher Gewalt werden.
- Jungen neigen stärker als Mädchen zu subkulturellen Gangs, um beschädigte oder bedrohte Männlichkeit durch die Demonstration von Aggression und Gewalt abzusichern bzw. unerfüllte Bindungsbedürfnisse zu kompensieren.
- Jungen und Männer nehmen Anerkennungsdefizite auf verschiedenen sozialen Ebenen eher als Bedrohung wahr und können mit kollektiver Gewalt reagieren, wenn sozia-

le Kontrolle und Mechanismen der Aggressionshemmung fehlen.

Idealtypisch kann angenommen werden, dass Jungen und Männer aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Vulnerabilität anfälliger sind für Bedrohungen ihrer männlichen Identität und ihres sozialen Status, worauf sie – biologisch und sozialisatorisch bedingt und anders als Frauen – mit „Fight or Flight“ reagieren, dessen extreme Ausprägungen Fremd- und Selbsttötung sind.

### ■ Schlussbemerkung

Gewalt ist eine in der Männergesundheit vernachlässigte Dimension, sowohl in Bezug auf Gewalterfahrungen in der Kindheit als auch auf Gewaltbereitschaft in der Jugend und im Erwachsenenalter. Männliche Gewalt ist nur zu einem kleinen Anteil auf neuropsychiatrische Erkrankungen zurückzuführen, wenngleich psychische Störungen bei Straftätern im Vergleich zu Nicht-Straftätern überproportional häufig vertreten sind [52]. Gerade weniger schwere Gewalttaten sind viel häufiger eine Kompensation von Ohnmacht infolge chronischer Deprivationserfahrungen und mangelnder Bewältigungsressourcen auf der einen sowie Ausdruck männlichen Impoverhaltens und Gruppendrucks auf der anderen Seite. Dies zeigt (1), wie wichtig die Einübung funktionaler und prosozialer Stressverarbeitungsstrategien für junge Männer ist und (2), dass gerade junge Männer aggressionshemmender Normen und sozialer Kontrollstrukturen bedürfen. Eine vorschnelle und pauschale Kriminalisierung oder Pathologisierung ist keine Problemlösung.

Zwar wird in neueren Studien der Männergesundheitsforschung der Mann auch als Opfer von Gewalt in den Blick genommen [53], der Mann als Gewalttäter bleibt dagegen ein Fall für die Forensik. Da aber nicht nur Jungen, sondern auch erwachsene Männer zu externalisierenden Formen der Konfliktlösung neigen, sollte das Thema Aggression und Gewalt von der Psychiatrie stärker beachtet werden, nicht zuletzt auch deshalb, weil durch eine aggressive Fassade Depressionen maskiert werden können. Diese Maskierung kann Fehldiagnosen in Richtung Alkoholabhängigkeit oder antisoziale Persönlichkeitsstörung begünstigen und damit zur Unterdiagnostizierung und -behandlung von Depression bei Männern beitragen [54].

### ■ Relevanz für die Praxis

Gewalt an und von Jungen und Männern ist ein wichtiger Aspekt der Jungen- und Männergesundheit; frühzeitige Gewaltprävention gehört entsprechend zur Gesundheitsprävention.

Zwar liegen zahlreiche Programme zur Gewaltprävention in Kindergärten, Schulen und gemeindenahen Settings vor, jedoch müssten diese über die Entwicklung individueller Problemlösekompetenz hinaus auch stärker auf die Reduzierung umweltbezogener gewaltfördernder Risikofaktoren zielen. Dies erfordert interdisziplinäre und interinstitutionelle Ansätze.

Männliche Jugendliche mit Gewaltneigung sollten auf Substanzmissbrauch und ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung) untersucht werden. Bei (jungen) Männern, die zunehmend durch ungewöhnliche Aggressivität, Impulsivität, antisoziales, gewalttätiges oder selbstschädigendes Verhalten auffallen, sollte neben Persönlichkeitsstörungen auch an schwere psychische Erkrankungen, insbesondere an Psychosen und affektive Erkrankungen wie Manie und Depression gedacht werden. Dabei ist auch dem besonderen Erscheinungsbild der „Male Depression“ Rechnung zu tragen.

**Literatur:**

1. Rechtspflege Strafvollzug. Statistisches Bundesamt, Wiesbaden, 2002.
2. Heitmeyer W. Desintegration und Gewalt. Deutsche Jugend 1992; 92: 109–22.
3. Bundeskriminalamt (Hrsg). Polizeiliche Kriminalstatistik. Wiesbaden, 2006.
4. Krug EG, Dahlberg LL, Mercy JA, Zwi AB, Lozano R (eds). World report on violence and health. World Health Organization, Geneva, 2002.
5. Möller K, Schuhmacher N. Rechte Glätzen. Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2007.
6. Bogerts B. Gehirn und Verbrechen: Neurobiologie von Gewalttaten. In: Schneider F (Hrsg). Entwicklungen der Psychiatrie. Springer-Verlag, Heidelberg, 2006; 335–47.
7. Connell RW. Masculinities. Polity Press, Cambridge, 1995.
8. Arendt H. Macht und Gewalt. Piper, München, 1970.
9. Meuser M. Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2006.
10. Bourdieu P. Die männliche Herrschaft. In: Dölling I, Kraus B (Hrsg). Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 1997; 153–217.
11. Zwiener U, Kodalle KM. Gewalt und Extremismus in der heutigen Gesellschaft. Über Hintergründe, Vorbeugung und Therapie – eine Einführung. In: Zwiener U, Kodalle KM, Frindtke W (Hrsg). Extremismus – Gewalt – Terrorismus: Hintergründe und Handlungskonsequenzen. Palm & Enke, Erlangen, 2003.
12. Curry D, Spergel IA. Gang involvement and delinquency among Hispanic and African-American adolescent males. J Res Crime Delinq 1992; 29: 273–92.
13. Buford B. Geil auf Gewalt: Unter Hooligans. Carl Hanser, München, 2001.
14. Lösel F, Bliesener T, Fischer T, Pabst MA. Hooliganismus in Deutschland: Ursachen, Entwicklung, Prävention und Intervention. Bundesministerium des Innern, Berlin, 2001.
15. Böhnisch L, Winter R. Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Juventa, Weinheim-München, 1993.
16. Sampson R, Wilson WJ. Toward a theory of race, crime, and urban inequality. In: Hagan J, Peterson RD (eds). Crime and Inequality. Stanford University Press, Stanford, 1995; 37–54.
17. Tremblay RE, Nagin DS, Séguin JR, Zoccolillo M, Zelazo PD, Boivin M, Pérusse D, Japel C. Physical aggression during early childhood: trajectories and predictors. Pediatrics 2004; 114: E43–E50.
18. Haapasalo J, Tremblay RE. Physically aggressive boys from ages 6 to 12: family background, parenting behavior, and prediction of delinquency. J Consult Clin Psychol 1994; 62: 1044–52.
19. Schröttle M, Müller U. Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2004. <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=20560.html> [gesehen 10.3.2010].
20. Deegener G. Erscheinungen und Ausmaße von Kindesmisshandlung in Deutschland. In: Heitmeyer W, Schröttle M (Hrsg). Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention. Zentrum für politische Bildung, Bonn, 2006; 26–44.
21. Bussmann KD. Report zur Studie Auswirkungen des Gesetzes zur Ächtung der Gewalt in der Erziehung für das BMJ. Berlin, 2005.
22. Hartwig L. Zusammenhänge zwischen Gewalt gegen Frauen und Gewalt gegen Kinder – Der Blick der Forschung. In: Kavemann B, Kreyszig U (Hrsg). Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2006.
23. Hodges EVE, Card NA, Isaacs J. Das Erlernen von Aggression in Familie und Peergroup. In: Heitmeyer W (Hrsg). Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2002; 619–38.
24. Bandura A. The social learning perspective: Mechanisms of aggression. In: Toch H (ed). Psychology of Crime and Criminal Justice. Waveland Press, Prospect Heights, 1986; 189–236.
25. Widom CS. Child abuse, neglect, and violent criminal behaviour. Criminology 1989; 27: 251–71.
26. Engfer A. Antecedents of perceived behaviour problems in children 4 and 18 months of age – a longitudinal study. In: Kohnstamm D (ed). Temperament and Development in Childhood. Swens & Zeitlinger, Amsterdam, 1986; 165–80.
27. Phillips DA. Pinking and bullying. Strategies in middle school, high school, and beyond. J Interpers Violence 2007; 22: 158–78.

28. Anderson CA, Bushman BJ. Effects of violent video games on aggressive behavior, aggressive cognition, aggressive affect, physiological arousal, and prosocial behavior: A meta-analytic review of the scientific literature. Psychol Sci 2001; 12: 353–9.
29. Anderson CA, Gentile DA, Buckley KE. Violent video game effects on children and adolescents. Oxford University Press, New York, 2007.
30. Bushman BJ, Huesmann LR. Short-term and long-term effects of violent media on aggression in children and adults. Arch Pediatr Adolesc Med 2006; 160: 348–52.
31. Johnson DJ, Cohen P, Smailes EM, Kasen S, Brook JS. Television viewing and aggressive behavior during adolescence and adulthood. Science 2002; 295: 2468–71.
32. Kunzick M, Zipfel A. Medien und Gewalt. Befunde der Forschung seit 1998. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin, 2004.
33. Bundesministerium des Inneren, Justiz Bd. Gewaltdarstellungen in den Medien und Nachahmungstaten. Erster periodischer Sicherheitsbericht. Berlin, 2001.
34. Funk JB, Baldacci HB, Pasold T, Baumgardner J. Violence exposure in real-life, video games, television, movies, and the internet: is there desensitization? J Adolesc 2004; 27: 23–39.
35. Möller I. Mediengewalt und Aggression. Universität Potsdam, 2006.
36. Hopf WH, Huber GL, Weiß RH. Media violence and youth violence. A 2-year longitudinal study. J Media Psychol 2008; 20: 79–96.
37. Mößle T, Kleimann M. Machen Computerspiele gewaltbereit? Kinderarzt Prax 2009; 80: 33–41.
38. Lukesch H. Expertise über die Gewaltwirkungen des Fernsehens und von Computerspielen. In: Lukesch H, Bauer C, Eisenhauer R, Schneider R (Hrsg). Das Weltbild des Fernsehens. Roderer-Verlag, Regensburg, 2004.
39. Heitmeyer W (Hrsg). Gewalt. Schattenseiten von Individualisierungsprozessen bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Juventa, Weinheim-München, 1995.
40. Durkheim E. Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Suhrkamp, Frankfurt/Main, [1897] 1992.
41. Beck U. Risikogesellschaft. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 1993.
42. Kraemer K. Integration und Desintegration. Wie aktuell sind diese soziologischen Schlüsselbegriffe noch für die moderne Gesellschaftsanalyse? Habilitationvortrag, Universität Münster, 2007. <http://www.ruhr-uni-bochum.de/fiab/pdf/veranstaltungen/habil-vortrag.pdf> [gesehen 10.3.2010].
43. Babka von Gostomski C. Gewalt als Reaktion auf Anerkennungsdefizite? Eine Analyse bei männlichen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen mit dem IKD-Jugendpanel 2001. KZfSS 2003; 55: 253–77.
44. Kühnel W. Gruppen, Gangs und Gewalt. In: Heitmeyer W (Hrsg). Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2002; 1440–56.
45. Kröhnert S, Klingholz R. Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin, 2007.
46. Pfeiffer C. Juvenile crime and violence in Europe. In: Tonry M (ed). Crime and Justice. A Review of Research. The University of Chicago Press, Chicago-London, 1998; 255–8.
47. Gamber M, Willms H. Rechtsextreme Gewalt – Hintergründe, Täter und Opfer. In: Heitmeyer W, Schröttle M (Hrsg). Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention. Zentrum für politische Bildung, Bonn, 2006; 439–61.
48. Wippermann C, Zarcos-Lamolda A, Krafeld F.J. Auf der Suche nach Thrill und Geborgenheit. Lebenswelten rechtsradikaler Jugendlicher und neue pädagogische Perspektiven. Leske und Budrich, Opladen, 2002.
49. Wahl K. Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention. Leske und Budrich, Opladen, 2003.
50. Rommelspacher B. „Der Hass hat uns ge-eint“. Junge Rechtsextreme und ihr Ausstieg aus der Szene. Campus, Frankfurt, 2006.
51. Sitzer P, Heitmeyer W. Rechtsextremistische Gewalt von Jugendlichen. Aus Politik und Zeitgeschichte 2007; 37: 3–10.
52. Watzke S, Ullrich S, Mameros A. Gender- and violence-related prevalence of mental disorders in prisoners. Eur Arch Psychiatry Clin Neurosci 2006; 256: 414–21.
53. Scheithauer H, Bull HD. Männer als Opfer von Gewalt – ein Tabuthema? In: Kleiber D, Grüsser S, Knoll N, Brähler E (Hrsg). Tabuzonen der Frauen und Männergesundheit. Psychosozial Verlag, Gießen, 2009.
54. Möller-Leimkühler AM. Männer, Depression und „männliche Depression“. Fortschr Neurol Psychiatr 2009; 77: 412–22.

**PD Dr. rer. soc. Anne Maria Möller-Leimkühler**

*Leitende Diplom-Sozialwissenschaftlerin an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Ludwig-Maximilians-Universität München seit 1998, davor wissenschaftliche Tätigkeit in der Forschungsstelle für Psychiatrische Soziologie an der Psychiatrischen Klinik der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und Dozentin im Studiengang Public Health.*

*Derzeitige Forschungsschwerpunkte: Gender und psychische Störungen, Angehörigenforschung.*



# Mitteilungen aus der Redaktion

## Besuchen Sie unsere zeitschriftenübergreifende Datenbank

[Bilddatenbank](#)

[Artikeldatenbank](#)

[Fallberichte](#)

## e-Journal-Abo

Beziehen Sie die elektronischen Ausgaben dieser Zeitschrift hier.

Die Lieferung umfasst 4–5 Ausgaben pro Jahr zzgl. allfälliger Sonderhefte.

Unsere e-Journale stehen als PDF-Datei zur Verfügung und sind auf den meisten der marktüblichen e-Book-Readern, Tablets sowie auf iPad funktionsfähig.

[Bestellung e-Journal-Abo](#)

## Haftungsausschluss

Die in unseren Webseiten publizierten Informationen richten sich **ausschließlich an geprüfte und autorisierte medizinische Berufsgruppen** und entbinden nicht von der ärztlichen Sorgfaltspflicht sowie von einer ausführlichen Patientenaufklärung über therapeutische Optionen und deren Wirkungen bzw. Nebenwirkungen. Die entsprechenden Angaben werden von den Autoren mit der größten Sorgfalt recherchiert und zusammengestellt. Die angegebenen Dosierungen sind im Einzelfall anhand der Fachinformationen zu überprüfen. Weder die Autoren, noch die tragenden Gesellschaften noch der Verlag übernehmen irgendwelche Haftungsansprüche.

Bitte beachten Sie auch diese Seiten:

[Impressum](#)

[Disclaimers & Copyright](#)

[Datenschutzerklärung](#)